



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Tagebuch.

## I.

### Das Berliner Hoftheater.

Unter dem verstorbenen Könige war es bekanntlich das Ballet, welches sich vorzugsweise eines hohen Aufschwungs rühmen konnte. Es war eine der kleinen und harmlosen Vergnügungen des Hochseligen, die er ungern selbst an Orten, wo es kaum der Aufenthalt gestattete, vermiffen wollte. Auf den Privatbühnen im Palais und in Potsdam waren die Tänzerinnen die Königinnen des Tages oder vielmehr der Nacht, und selbst in den großen Proben des Opernhhauses wurde ihnen nicht selten die Ehre des Besuches des gekrönten Kenners zu Theil. Es muß einen eignen Anblick gewährt haben, den alten Herrn dann mit seinem treuen Begleiter, dem General von Wigleben, wie er gewöhnlich pflegte, die Weine der leichten Amouretten studiren zu sehen. Erwarben sie sich seine besondere Zufriedenheit, so ward ihnen wohl auch eine besondere Ehre noch zugebracht. Der Kastellan des königlichen Palais war ein alter Biedermann, Namens Timm, der vortreffliche Weine und die ausgesuchtesten Leckerbissen auf seiner Tafel führte. Dieser Herr Timm lud dann zuweilen einzelne der Kleinen auf den Abend zu sich ein. Da man wußte, was diese Auszeichnung zu bedeuten hatte, so war dieselbe stets ein Gegenstand des ehrgeizigen Neides. Saßen sie nun in bester Stimmung bei Papa Timm, so öffnete sich plötzlich die Thür, und ein Zufall führte den König herein. Der freundliche alte Herr wollte durchaus nicht stören, und gewöhnlich blieb er bis nach Mitternacht in dem aufgeräumten Kreise. Diese beschaulichen Zeiten sind vorbei und die Epoche des neuen Regiments ist auch in der Theaterchronik verzeichnet. Die Toga des Sophokles hat die Tricots verdrängt. Man erzählt, der damalige Kronprinz habe eines schönen Tages

seine Gemahlin mit den Worten getröstet: „Sei ruhig, mein Kind! Mein Vater läßt sie springen, wir wollen sie laufen lassen!“ Gewiß, die Aermsten hatten eine Ahnung von ihrem Schicksal, sie liebten darum ihren Gönner nicht minder. Bei dem Leichenbegängniß folgte eine lange Reihe von Wagen, darin die verlassenen Flügelgöttinnen saßen und weinend die Beine hängen ließen. Es war ihr erster Schmerz! Jetzt, wo ihr Unglück den Gipfel erreicht, wo sie, außer einigen Opern, wenig Sprünge mehr machen dürfen, jetzt wird es bald an der Zeit sein, Romane zu schreiben: „Die letzte Tänzerin,“ oder „Geheimnisse der Garderoben.“

Unter dem vorigen Könige also blühte das Ballet, doch galt die Berliner Bühne auch in Betreff des recitirenden Schauspiels und der Oper für die erste in Deutschland. Berlin war das Ziel jedes Künstlers von Ehrgeiz und wir haben wohl nicht nöthig, die Namen eines Ludwig Devrient,IFFland, Lemm, Krüger, Seydelmann zu citiren. Jetzt ist das Balletpersonal auf einen sehr bescheidenen Etat reducirt. Aber dafür hat man wohl desto mehr für Schauspiel und Oper verwendet? Wir werden sehen.

Was zunächst das Schauspiel betrifft, so muß man, um gerecht zu sein, vorausschicken, daß der Mangel an tüchtigen Schauspielern in Deutschland ein allgemeiner ist. Der Grund davon liegt in dem Mangel von Theaterschulen. Es gibt in Deutschland noch eine Anzahl von Talenten unter den Schauspielern, man findet deren zuweilen sogar bei wandernden Truppen und auf kleinen Provinzialbühnen. Aber ihre augenblicklichen Verhältnisse lassen sie zu keinem ernstern Studium kommen, und sind sie gesichert, so verfallen sie nicht selten ihrem Hochmuth. Das Ende vom Liede ist gewöhnlich, daß sie durch grobe Effecte auf die Masse zu wirken suchen. Sie ersetzen das charakteristische Verständniß durch hohle Declamation, das warme Gefühl durch koulissenreißerische Geberden. Taucht aber auch einmal ein Genie auf, eine rohe, natürliche Kraft, so wird selbst diese zuletzt untergehen, da sie ihrer Manier überlassen bleibt und in Manierirtheit verfallen muß. Nur die Bildung, die Schule, das Bewußtsein kann einen Schauspieler zur Vollendung führen. Wenn es eines Beispiels hierzu bedürfte, so möchten wir unsere Behauptung an einem Mann erweisen, der vielerseits für einen vollkommenen Schauspieler gilt. Döring ist allerdings ein großes Talent, er besitzt vor Allen die Mittel und seltene Begabung. Allein seine hochtragischen Darstellungen sind ohne Charakteristik und Einheit, es ist keine Seele darin. Die einzelnen großen Momente, die er zuweilen als Lear, als Richelieu und namentlich als Shylock zeigte, sind ein Beleg mehr hierfür. Es sind einzelne Momente, sein Spiel als Ganzes ist ohne Psychologie und Bewußtsein. Er hat keine Schule.

Die Berliner Bühne ist in neuester Zeit als ein Theater zweiten Ran-

ges bezeichnet worden. Das ist so gewiß wahr, als Deutschland überhaupt keines von erstem Range besitzt. Eine andere Frage ist es, ob mit den vorhandenen Kräften und Mitteln das geleistet wird, was geleistet werden könnte. Wir müssen uns zu diesem Zweck mit dem Personal, der scenischen Darstellung und dem Verfahren der Intendanz bekannt machen.

Unter den weiblichen Mitgliedern des Schauspiels sind Mad. Krelinger und Fräulein Charlotte von Hagn die einzigen, welche durch ein selbstbewusstes Spiel voll Wahrheit und edler Wärme auf den Namen von Künstlerinnen Anspruch machen dürfen. Mad. Krelinger ist noch aus der alten guten Schule, und ihr kommt bei der jugendlichen Frische, die sie sich erhalten, die Verstandesruhe und eine lange Erfahrung zu Statte. Ihre Darstellungen sind stets ein charaktertreues Ganzes, ein tief begründetes psychologisches Gemälde. In der Declamation ist sie unstreitig Meisterin von Allen. Ihr Spiel ist einfach, ruhig, bewusst, ihre Bewegungen, auch in Ruhepunkten der Handlung, voll Ausdruck und Wahrheit. Fräulein von Hagn gilt im feinem Lustspiel mit Recht für vortrefflich. Ihr Genre ist ein anderes, als das der Krelinger, aber auch ihre ganze Darstellung eine andere. Die Auffassung ist ebenso tief psychologisch begründet, aber ihre Reproduction nicht jene ruhige, klare Zeichnung, sondern eine fecke Skizze, mit wenigen Strichen fest und prägnant. Alles ist correct, getreu, dem Leben abgelauscht, aber oft genug scheint unter der neckischen Kokerterie die Berechnung der Wahrheit absichtlich hervorzutreten. In tragischen Rollen nicht minder ausgezeichnet und jeder Bewegung sicher und bewusst, leidet indeß diese Künstlerin unter dieser Manier des allzustarken Nuancirens. Was im Lustspiel ein Vorzug, kann in der Tragödie verwerflich scheinen, und die kokette Ungezwungenheit wird leicht zur affectirenden Berechnung. Was indeß Fräulein v. Hagn zu leisten vermag, zeigt sie in den selbstgeschaffnen Rollen eines faden trivialen Stoffs. Clara Stich ist kein bedeutendes Talent. Ihr Spiel ist oft steif, ihre Declamation monoton, ohne Begeisterung. Frau von Lavallade zeigt zuweilen Lebendigkeit der Darstellung, was ihr wenigstens den Vorrang vor der sentimentalen Monotonie vieler Andern gibt. Allein ihr Haupthinderniß besteht in einem schneidenden Organ, welches sie, statt zu moduliren, durch unnatürliches Schreien noch abstoßender macht. Mad. Werner ist in Rollen komischer Alten nicht ohne Geschick, aber durchdachte Auffassung scheint bei ihr unmöglich.

Unter dem männlichen Theil der Bühnenmitglieder ist Hoppé der einzige Schauspieler von erstem Range. Sein „Nathan,“ „Marinelli,“ „Mephistopheles,“ „Franz Moor“ sind die besten Gebilde, die wir hie gesehen haben. Man kann nicht sagen, daß er Seydelmann zum Muster genommen, denn sein Schaffen ist ein eigenthümliches. Doch

liegt die Auffassung Seydelmanns den meisten seiner Darstellungen zu Grunde. Hendrichs, von den Uebrigen unstreitig die wirksamste Erscheinung, hat eine schöne Gestalt und ein klangvolles Organ. Sein Spiel besißt das, was einem bescheidenen Publicum genügt: imponirende Mimik, an Kraftstellen Feuer der Declamation. Seine Rollen geben indeß nie ein Ganzes. Hendrichs ist noch ein roher Empiriker, dem Ernst und Studium sehr Noth thuen. Seinem „Don Karlos,“ „Egmont,“ „Mortimer“ fehlt es durchaus an Verstandniß, ja selbst an Genauigkeit im Ausdruck. Auch stört sein immerwährendes Versprechen. Grua vermag sich trotz seiner tüchtigen Anlagen durch Nichts über die Gewöhnlichkeit zu erheben. Sein Spiel ist nachlässig und träg, er wird zu fett. Dazu läßt ihn sein weichliches, sentimental-monotones Organ zu keinem Feuer kommen. Rott ist ein vortrefflicher Komiker — auch in der Tragödie. Sein hohles Wesen, dies Aufblasen der Backen, dies Flackern der Augen, alle die kleinen berechneten Auffälligkeiten, selbst die ausgesucht geschmacklose Toilette beweisen, auf welcher Stufe geschraubter Koulissenreißerei dieser „Künstler“ steht. An Rott kann man sehen, wohin verstandloses Studium führt. Denn subirt ist Alles, es soll Alles einen ungewöhnlichen Stempel tragen und wird dadurch zur krassen Unnatur. Im Lustspiel dagegen ist Rott voll köstlichem, wahren Humor. Herr von Lavallade, der zweite Liebhaber, ist im Ganzen ohne Wärme und Charakteristik, doch verpfuscht er mindestens seine Rollen nicht. Herr Wauer zeigt in den Rollen biederer Alten Erfahrung und Frische. In Herrn Franz besißt das Fach der Intriguanen einen brauchbaren Schauspieler, der sich selbst neben Hoppé Anerkennung erwirbt.

Betrachtet man diese Lage der Dinge, so muß man gestehen, daß dieselbe keineswegs verächtlich erscheint, und wohlbenutzt und vereint könnten diese Kräfte Bedeutendes leisten. Woher kömmt es nun, daß die Darstellungen der königlichen Bühne sich im Ganzen nie über die Mittelmäßigkeit erheben? Zwar die Scenerie ist meist lobenswerth, aber die äußere Ausstattung ist auch das Geringste, was man von einer Hofbühne, die über so reiche Mittel gebietet, verlangen kann. Und doch will man selbst hier zuweilen eine mehr als bescheidene Kostümierung der Statisten bemerkt haben. Die Hauptsache aber ist, daß kein Ensemble Statt findet, daß man wohl einzelne Rollen, aber kein Ganzes spielen sieht. Man könnte dies größtentheils als eine Folge des Mangels von Theater Schulen bezeichnen, da jeder Schauspieler, seiner eignen Manier überlassen, kaum in seine Rolle, vielweniger also in deren Verhältniß zum Ganzen eingeht. Allein die Ursachen dieser Vereinzelnung, welche der Bühne jede ernste Wirkung unmöglich macht, sind vielfacher und anderer Art. Wir finden sie bei der Intendanz.

An der Spitze derselben steht ein Mann, den Berlin nebst so manchem andern Vortrefflichen aus München bezogen hat. Die Ver-

dienste des Herrn von Küstner sind bereits mehrfach beleuchtet und wir dürfen sie im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Wir haben es hier nur mit seinem Wirken an der Berliner Bühne zu thun. Man bezeichnete das System, welches Herr von Küstner hier befolgt, bisher als das der Sparsamkeit. Dies allein könnte indeß einen so wohlthätigen Einfluß auf den Verfall der Bühne nicht ausüben, wäre es nicht unläugbar (eine Folge dieses Prinzips?), daß Herr von Küstner das Mittelmäßige auf Kosten des Bessern protegirt. Wir sehen dies bei den Schauspielern, der Darstellung, dem Repertoir und den öffentlichen Einrichtungen.

Betreffs der Schauspieler haben wir allerdings der gegenwärtigen Intendanz das Engagement von Hoppé und Hendrichs zu verdanken. Allein wir können dies Herrn von Küstner kaum als Verdienst anrechnen. Welche Angriffe der Presse waren erforderlich, um die Nothwendigkeit dieser Besetzung klar zu machen! Wie lange stand der Platz Seydelmanns verwaist! Und wie lange versah Grua allein das erste Liebhaber- und Heldenfach! Die Rollen Seydelmanns mußten uns erst gelegentliche Gastspiele fremder Schauspieler bringen, und wenn Herr Grua Urlaub hatte, konnten gewisse Stücke gar nicht gegeben werden! Dagegen wurde freilich die überflüssige Mittelmäßigkeit von Zeit zu Zeit durch passende Engagements verdoppelt. Madame Birch-Pfeiffer, welche bei ihrem ersten Gastspiel schon ein gelindes Fiasko machte, wurde dennoch engagirt, und zwar neben den Rollen komischer Alten auch für das Fach der Madame Krelinger engagirt! Wo ist Madame Birch-Pfeiffer jetzt? Sie tritt nicht mehr auf. Nachdem sie sich als Elisabeth in Maria Stuart, namentlich in der Scene der Königinnen, mit großem Erfolg auf dem Gebiet der unfreiwilligen Komik versucht hatte, trat sie noch einmal, während Krankheit der Madame Krelinger, in „Thomas Thyrnau“ als Maria Theresia auf. Die Stimmung des Publicums hat sie trotz aller Bemühungen der Claque verworfen. In ähnlicher Weise wurde eine Zeit lang ein ganz gewöhnlicher Statist, Herr Müller, mit aller Gewalt in den Vordergrund geschoben. Herrn Müller freilich, und einige andere Unbedeutendheiten, wie Herrn Hartmann, Krüger u. s. w. fand der jetzige Intendant bereits vor, und hatte also nicht erst nöthig, sie zu engagiren. Seine Bereitwilligkeit aber, diese Heroen der Mittelmäßigkeit auf die Dauer zu fesseln, darf nicht unerwähnt bleiben.

Was die Darstellung betrifft, so haben wir den Mangel eines Ensemble zum Theil aus der vernachlässigten Bildung der Schauspieler hergeleitet. Was aber jedes Zusammenwirken noch mehr unmöglich macht, ist der ewige Zwist und Hader unter den einzelnen Bühnenmitgliedern. Im Publicum verlautet zuweilen von scandalösen Auftritten zwischen zwei der ersten Schauspielerinnen, der Einfluß zeigt sich natürlich auch bei den Darstellungen. Unter

der frühern Intendanz bestand das Verhältniß zwischen den Parteien zwar auch, aber man wußte es wenigstens als einen Sporn zu benutzen. Da Herr von Küstner dies verschmäht, so wäre es seine Pflicht, dem öffentlichen Unwesen zu steuern. Aber es scheint ihm hierzu an Energie zu fehlen. Ja, wie wir bei dem Engagement der Mad. Birch-Pfeiffer gesehen haben, sind seine Schritte sogar geeignet, neuen Zwist herbeizuführen. Ein anderes Hinderniß jeder Wirksamkeit ist das sogenannte Unrecht an Rollen, welches bestimmte Schauspieler im Laufe der Zeit, — wahrscheinlich nach dem Recht der Verjährung, — erhalten haben. Dadurch wird nicht allein dem strebsamen Talent der Weg verrannt, sondern auch dem alten auf Lebenszeit engagirten Schauspieler eine behaglich-sichere Trägheit eingeimpft. Endlich auch verliert sich die Lust und Liebe tüchtiger Schauspieler, wenn sie jahraus jahrein ein Repertoire der fadeften Trivialitäten vor sich sehen und nur ausnahmsweise, hin und wieder einmal, Gelegenheit der Ausbeute für ihre Begeisterung und künstlerischen Eifer erhalten. Aber auch in diesem Fall haben sie nicht selten mit dem hergebrachten Schlenkerian und der Bornirtheit zu kämpfen. Herr Hoppé z. B. wurde, trotz seiner Einrede, gezwungen, als Mephistopheles beim Eintritt in Gretchen's Zimmer zu pusten, — eine so unsinnige, wie lächerliche Verfinnlichung der gedrückten Lust, welche schon vor Jahren mehrfach an Seydelmann gerügt wurde.

Ein Blick auf das Repertoire zeigt uns hinlänglich, welchen Hohn man dem Berliner Publicum bieten zu können glaubt. Der Abschau von unserer feichtesten Tagesprodukte ist nicht schlecht genug und man nimmt zu der fadeften Trivialität der Franzosen die Zuflucht. Die Stücke der Mad. Birch-Pfeiffer, alter, verkommener Kogebue'scher Jammer und nichtsnutzige einaktige Poffen wechseln mit dem „Marquis von Letorvires“ und „Voltaire's Ferien.“ Im Monat Januar und Februar bestand das Repertoire aus „Thomas Thyrnau“ und „Er muß auf's Land“, „Er muß auf's Land“ und „Thomas Thyrnau.“ Wie es bei Einsendung der besten Originalarbeiten hergeht, davon nur ein Beispiel. Friedrich Hebbel in Paris ließ seine „Maria Magdalena,“ ein aus dem Leben gegriffenes, mit vollendeter Charakteristik durchgeführtes Drama von Madame Krelinger bei der Prüfungscommission einreichen, erhielt es jedoch mit dem gedruckten Formular als „unbrauchbar“ zurück, und zwar, wie wir aus Hrn. v. Küstner's eigenem Munde wissen, ohne daß der General-Intendant es auch nur gelesen hätte. Werden uns aber endlich einmal neue Produkte vorgeführt, so geschieht es gewöhnlich nur erst in Folge der öffentlichen Stimme und des lauten Beifalls, welchen sich die Stücke bereits an andern Orten erworben. Das plötzliche forcirte Einstudiren hat dann gewöhnlich eine schlechte Darstellung zur Folge. Wien, Stuttgart, Dresden, Leipzig, Hamburg und namentlich das kleine

Döbenburg sind uns immer voran. Und vor fünf Jahren noch war es unsere Bühne, welche für die erste in Deutschland galt!\*)

Herr von Küstner rühmt sich bekanntlich, daß er die Tantieme eingeführt. Wir wollen nicht deren mangelhafte Ausbildung besprechen, die bereits anderwärts beleuchtet ist, aber sehen wir, wie in Betreff derselben verfahren wird. Herr v. Küstner protegirt hier, wie überall, das Mittelmäßige und Schlechte. „Thomas Thyrnau“ von Madame Birch-Pfeiffer fiel gleich bei der ersten Darstellung, und selbst die zahlosen Kritiken der Bossischen und Spenerschen Zeitung gingen in leisem Knurren um das faule Stück herum. Nichtsdestoweniger wird „Thomas Thyrnau“ fortwährend und zwar meist an Sonntagen gegeben: einmal, weil das Sonntagspublicum wechselnd und nicht sehr wählerisch, die Tantieme also für Madame Birch sehr ersprießlich ist, und dann, — dann, — ja warum dann? Weil das Stück sehr vortrefflich ist. Fragt nur Hrn. v. Küstner danach. Bei andern Stücken dagegen, denen man nicht so gewogen ist, setzt man die erste Aufführung kurz vor die Urlaubsreise eines darin beschäftigten Schauspielers fest. Kommt derselbe zurück, so ist das Stück bereits „bei Seite gelegt.“ Guskow's „Tartüffe“ ist jetzt nach 6—7 Darstellungen wegen Urlaubs der Frln. Ch. v. Hagn so zurückgelegt und wir wollen erwarten, ob das so beifällig aufgenommene Stück später wieder hervorgehoben wird. Nöthigenfalls auch wird uns der Redacteur dieser Blätter über eine ähnliche Geschichte sein Zeugniß nicht versagen. Hr. v. Küstner aber wird erwidern, daß Sparsamkeit keine Hererei ist, — namentlich nicht, wenn die Einrichtung zum „gestiefelten Kater“, 5000 Thlr. kostet.

Was die Kritik und die öffentliche Meinung betrifft, so beschränkt sich der Herr Generalintendant auch hierin auf die Mittelmäßigkeit und Nichtsnutzigkeit. Statt den Anforderungen einer gerechten Kritik genügen zu wollen, gefällt sich Hr. v. Küstner in dem klingenden Lob einiger Lokalblättchen, die Claque im Parterre rettet seine Schauspieler vor scandaloßer Blame und mit den Zeitungscлаqueuren glaubt er die Stimmen der wenigen Ehrlichgesinnten (die Meisten haben sich in Ueberdruß zurückgezogen) zu überschreien.

Sollen wir nun noch über die Oper sprechen? Die Verhältnisse sind hier ebenso wie im Schauspiel, nur daß das Personal mangelhafter ist. Die liebliche Stimme und das gewandte Spiel des Hrn. Mantius verfehlen zwar nie, sich Beifall zu erwerben, aber seine Kraft reicht schon lange nicht mehr aus. So haben wir denn keinen Helidentenor, keine Primadonna, keinen Bassbuffo. Frln. Mary und Herr Krause können nicht gelten, die erste wegen ihrer ausgefungenen

\*) Auch vor fünf Jahren war die Berliner Bühne keineswegs die erste Deutschlands.

Stimme, der andere weil er weder Bass noch Buffo ist. Frln. Luczek ist eine allerliebste Soubrette. Die Mittelmäßigkeiten, die Hr. v. Rüstner für die Oper engagirt hat, sind zunächst Frln. Konrad, Frln. Brexendorff, Hr. Ditt und Hr. Pfister, welche alle mehr oder minder Fiasko machten. Die Darstellung ist unter solchen Umständen natürlich nur mittelmäßig. Die lebenslänglichen Engagements und das Anrecht an Rollen zeigen sich hier als das bedeutendste Hemmiß. Hr. Böttcher, ein sonst tüchtiger Bassist, gefällt sich seit Langem in der trügsten Nachlässigkeit, während der mehr als 60jährige Bader, dessen erwachsene Enkel im Parterre ihren Großvater bewundern, sehr häufig erste Liebhaber singt und die Rolle des Florestan im Fidelio gar nicht aus den Händen gibt. Das Repertoire beherrschen „Norma,“ „Regiments-tochter,“ „Feldlager,“ „Czar und Zimmermann,“ und die leichtern französischen Opern („Postillon“ u. dergleichen.) Die „Hugenotten“ und „Robert“ können gewöhnlich nur bei Gastspielen, die „Stimme von Portici“ aber selbst bei Anwesenheit einer Lind oder Löwe nicht gegeben werden.

Bevor wir für diesmal unsere erbauliche Betrachtung beschließen, wollen wir noch zwei Einwürfe beseitigen. Zuerst sind es die Champions des Hrn. v. Rüstner gewesen, welche da pfliffig schmunzelten: Hr. v. Rüstner habe mit den Kabalen des Hofes zu kämpfen, und die Presse thue wohl, ihre eigenen Angriffe einzustellen. Nun mag der Chevalier von Rüstner allerdings ein schlechter Hofmann sein, allein was hat die Presse damit zu schaffen? Wir verstehen wohl. Man möchte dem Herrn Intendanten das wohlfeile Relief eines liberalen Mannes geben, und auf diese Weise der Presse den Mund stopfen. Doch sehen wir einmal, wie sich der Liberalismus des so ungerecht Angegriffnen kund gibt. Herr von Rüstner (der, hier beiläufig gesagt, nicht einmal den Billetverkauf zu reguliren versteht) erhielt eine Beschwerde des Oberlehrers Dr. Strack, welcher von dem Beamten am Billetverkauf schnöde mißhandelt worden war. Diese Beschwerde blieb 8 Wochen ohne Erfolg, bis Hr. Dr. Strack die Sache veröffentlichte. Da erklärte Hr. v. Rüstner, daß er (am Tage vorher!) die Angelegenheit dem Kriminalgericht übergeben habe. Indes muß doch wohl die Schuld nicht an Hrn. Dr. Strack gelegen haben, denn das Kammergericht wies die Denunciation des Generalintendanten zurück, während die Klage der andern Partei eingeleitet wurde. Dies war der Liberalismus nach unten: wie er sich nach oben zeigt, wissen wir nicht. Eine zweite Stimme für Hrn. v. Rüstner gab sich jüngst in diesen Blättern bei Gelegenheit des Lustspiels „La Bilette“ kund, und es wurde darin der Presse vorgeworfen, daß sie in ihren Angriffen die Sache mit der Person verwechselte. Wir haben hiergegen zu bemerken, daß diese Angriffe (welche übrigens dort auch „gerecht“

genannt wurden) nie eine Sache, sondern immer nur eine Person, nämlich Hrn. v. Küstner als Beförderer des Verfalls unserer Bühne, betreffen konnten.

Berlin, Ende März.

E. Dronke. —

## II.

### Neueste Nachrichten aus Leipzig.

Am ersten April.

Leipzig ist in diesem Augenblick eine Insel, so gut wie Venedig oder England. Die großen Wasserfluthen haben alle Verbindung mit dem übrigen Deutschland abgeschnitten; die Eisenbahnen aus Baiern, Oesterreich und Preußen sind von temporären Lagunen überschwemmt. Die Messfremden, welche bereits eingetroffen, gleichsam mitgefangen sind, sehen sich in ihren Geschäften nach auswärts gehemmt und rufen zum ersten Mal mit Herwegh nach einer deutschen Flotte. Auf dem Museum stehen Publicisten und Feuilletonisten in dichten Gruppen zusammen und mumeln. Es ist doch ein eigenes, großes Gefühl, Insulaner zu sein! So allein, so auf sich selbst und seine eigenen Ideen angewiesen, ohne Kölnische, ohne Frankfurter neue Zeitungen! Um zwei Tage ist man zurück in der Weltgeschichte. Louis Philippe kann gestorben sein, und hier hat man keine Ahnung; das gewaltigste Zweckessen kann irgendwo stattgefunden haben und man erfährt es nicht.

Auch die Grenzboten sind jetzt Insulaner, die Correspondenzen sind ausgeblieben; und da ich in Leipzig selbst nicht „Kourier reiten“ kann, um etwas Interessantes zu erreichen, so ist es ein wahres Glück für uns, daß auf heute grade der erste April fällt. Dieser Tag ist ja der hoffnungsvollste Frühlingsbote und der wunderbarste Zeitungsträger; wie man in einer großen deutschen Residenz sehen kann, wo es seit 1840 das ganze Jahr hindurch erster April ist! Kann man sich nicht aus der blauen Luft in einem Nu schönere Nachrichten kommen lassen, als alle unsere grämlichen, grauen, löschpapierenen Fortschritts-Propheten in einem Jahrhundert bringen? Wohlan denn, gestehen wir's, es sind solche Nachrichten eingetroffen, theils mit der Taubenpost an die Deutsche Allgemeine, theils mit der rothen Adlerpost an die Leipziger Zeitung; wir zweifeln, daß die erwähnten Blätter etwas davon mittheilen werden, aber man spricht davon auf dem Museum, auf dem Markt, in allen Cafés. Man höre:

Sicherem Vernehmen nach stehen wir jetzt wirklich am Vorabend großer Ereignisse. Die gerechten Klagen und Wünsche der Nation sind erhört worden und das in einer Weise, die alle Erwartung

Grenzboten 1845. II.

10

gen übertrifft. Denn von Wien und Berlin aus ist ein Ruf ergangen an alle deutschen Fürsten, sich persönlich nach Frankfurt am Main zum großen allgemein deutschen Reichstag, als die ersten Vertreter ihrer Völker oder Provinzen, zu begeben. Dort soll für alle deutschen Länder eine vollkommen gleiche, auf die liberalsten und nationalsten Prinzipien gegründete Verfassung gegeben werden. Um den Entwurf dazu abzufassen und gemeinsam und öffentlich mit den Fürsten zu berathen, sind folgende deutsche Staatsmänner berufen worden: Arndt, Dahlmann, Alexander von Humboldt, Thstern, Sylvestor Jordan, Kolowrat, Metternich, Nebenius, Paul Pfizer, Schott, Erzherzog Stephan, von Schön, Uhland, Fürst Wallerstein, Welcker u. A. Außerdem hat jedes deutsche Land eine Anzahl Abgeordneter aus Städten und Dörfern, als Vertreter des Volks, nach Frankfurt a. M. zu senden. Der Kurprinz von Hessen hat seinen Platz bei dem Fürstencongresse auf der äußersten Linken bestellt, Ihre Majestäten, die Könige von Hannover und Baiern, werden das linke Centrum bilden und Seine Majestät von Preußen wird den Congreß mit einer schönen Rede eröffnen. —

Wie man in gutunterrichteten Kreisen wissen will, hat dieses Ereigniß nicht verfehlt, überall eine freudige Sensation hervorzurufen. Von der Weichsel bis an den Bodensee, von der Wesermündung bis an die Donau haben alle Städte illuminirt, mit allen Glocken gekläutet und die Armen gespeist. Es ist beschlossen, den ersten April für ewige Zeiten zum nationalen Festtag zu erheben. Die religiösen Streitigkeiten und die Kastenunterschiede sind plötzlich vergessen; die Verehrer des heiligen Rockes und die Männer der absoluten Idee umarmen einander gerührt auf freier Straße. Die Studenten smoliren mit den Philistern und die adeligen Offiziere tragen beiden Brüderschaft an. Hunderttausende von Männern, Frauen und Greisen aus allen Gegenden wallfahrten nach Frankfurt am Main, rings um die Stadt hat man, der Menge wegen, ein großes Lager mit Zelten schlagen müssen. Schwaben und Brandenburger, Preußen und Sachsen, Tyroler und Baiern liegen sich in den Armen, wie sonst in den Haaren. Es soll ein ergreifendes Schauspiel sein.

Wenn man einer sonst verlässlichen Quelle glauben darf, so hat die Nachricht von diesen Begebenheiten wie ein elektrischer Schlag ganz Europa durchzittert. Mecklenburg und Hannover mit den Hansestädten sind sogleich dem Zollverein beigetreten. Die letztern haben ihre Handels-Schiffe zur Verfügung des Zollvereins gestellt. Desgleichen haben Belgien, Holland und Dänemark gethan und, an die altgermanische Blutsverwandtschaft erinnernd, um die Gewährung eines innigen Schutz- und Trugbündnisses gebeten. Das

hochherzige Volk der Magyaren, zur Bewunderung hingerissen vom Aufschwung der deutschen Nation, beginnt für das germanische Prinzip in aufrechter Liebe zu schwärmen. Die Magyaren haben der Redaction der Allgemeinen Zeitung einen Ehrensäbel und an den deutschen Reichstag eine Deputation von Magnaten geschickt, welche durch ihre glänzende Zusammentracht in Frankfurt Aufsehen machen. Louis Philipp hat, auf die Freundschaft sich berufend, welche dies- und jenseits des Rheins die Majorität beider Völker längst geschlossen und in Erinnerung an die alte Einheit unter Karl dem Großen, um eine ewige und innige Allianz gebeten. „Frankreich,“ sagt der National, „wird fortan Deutschland als seinen ältern Bruder betrachten, mit dem es wieder ausgehört ist; es hat gelernt, seine moralisirenden und mürrischen Manieren zu vergessen, weil es sich überzeugt hat, daß Deutschland es trotzdem gut mit ihm meint.“ Straßburg, Colmar und Metz mit ihren Gebieten sollen zu Freistaaten unter dem Schutze Deutschlands und Frankreichs erhoben werden. England hat, zitternd für seine Meerherrschaft und den Absatz seiner Waaren, den Russen eine Allianz angetragen. Kaiser Nikolaus schwankte zum ersten Mal in seinem Leben. Anfangs im Begriff, gegen die Erhebung Deutschlands Protest einzulegen und sich jedenfalls eine Correctur des deutschen Verfassungsentwurfes auszubitten, hat ihm die Haltung unserer Fürsten Respect eingeößt. Die deutschen Ostseeprovinzen haben ihre Trennung von Rußland und ihre Rückkehr zum Vaterlande bereits durch eine Erklärung in der Allg. Zeitung ausgesprochen. Eine Gesandtschaft des polnischen Volkes ist, hilfesuchend, in Frankfurt angelangt. Um ein altes Unrecht wieder gut zu machen und zugleich ein mächtiges Bollwerk gegen Asien zu errichten, hat der deutsche Reichstag beschlossen, Galizien und Posen mit dem alten Polen zu einem constitutionellen Königreich zu vereinigen und den Erzherzog Karl als erblichen König von Polen zu krönen. Rußland, im Stich gelassen vom Journal de Frankfort, hat es nicht gewagt, dem ganzen Continent Trost zu bieten, und ohne Schwertschrei nachgegeben, unter der Bedingung, daß die Integrität des altrussischen Reiches, wie es unter Jwan dem Grausamen war, garantirt werde. Selbst Dr. Goldmann, Verf. der „europäischen Pentarchie,“ hat sich diesen Maßregeln, wenn auch mit Widerstreben, fügen müssen. Italien hat sich aufgerafft, um seine Glückwünsche und Freundschaftsver Versicherungen dem deutschen Reichstag zu Füßen zu legen, aber das große Wasser hat die Signorenen bis jetzt noch jenseits der Alpen zurückgehalten.

Wie in hochstehenden diplomatischen Kreisen versichert wird, soll der deutsche Verfassungsentwurf, falls die Witterung günstig bleibt, spätestens bis gegen Ende April vollendet und am 1. Mai beschworen werden. An einer neuen Landcharte Europas

wird bereits gearbeitet. Etwaige Communisten, die auch dann noch malcontent wären, erhalten die Insel Helgoland zum Geschenk, um dort ihre socialen Experimente in vollkommener Freiheit anzustellen.

Genauere Nachrichten lassen vermuthen, daß bereits noch andere nationale Maßregeln von Wichtigkeit beschlossen worden sind. Zur Hebung des nationalen Dramas soll eine theatralische Landwehr eingeführt werden. Ein Centralcomité, unter Präsidentschaft Guskow's, wird in Frankfurt, und Untercomités in allen andern Städten eingefeskt. Jeder Familienvater hat seine Söhne und Töchter zur Prüfung ihrer Bühnentauglichkeit vor die Comités zu stellen; die fähig Befundenen müssen drei Jahre beim Schauspiel oder der Oper dienen; wer sich selbst equipirt, dient bloß zwei Jahre. Die Prüfung der eingereichten Stücke liegt dem Centralcomité ob.

Nachschrift. So eben hört man aus Frankfurt a. M., daß ein Courier durchgekommen ist, der, wie man aus zuverlässiger Quelle weiß, Depeschen bei sich haben dürfte — oder könnte.

J. K. u...da.

### III.

#### A u s P r a g .

Prag und Wien. — Die Bureaukratie nach oben und nach unten. — Ein Paßbeamter. — Anmerkung der Redaction. — Die Czechen und das Theater. — Sübische Sängerrinnen. — Die Ueberschwemmung. —

Fast scheute ich mich, einen zweiten Bericht aus unserer Stadt so schnell dem ersten nachfolgen zu lassen. Allein die fleißigen Correspondenzen aus Breslau, welche die Grenzboten bringen, ermunterten mich. Prag steht zu Wien ohngefähr in demselben Verhältnisse wie Breslau zu Berlin, und wenn schon die Metropole Preußens kein Thermometer für alle geistigen und politischen Bewegungen jenes Staates, wie viel weniger erst ist es die Kaiserstadt für die Richtungen der durchaus nicht homogenen Bevölkerung österreichischer Provinzen. Wie verschieden müssen, auch dem oberflächlichsten Reisenden, die Eindrücke sein, die er in Wien und die er in Prag erhält. Dort ist fröhliche Lust, Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, ein grenzenloser Drang zum äußern Genuß und daher auch mehr Gutmütigkeit, Zuvoorkommenheit. Hier Ernst, ja fast Melancholie, tiefere Innerlichkeit, und daher auch schrofferes Wesen und Abgeschlossenheit. Wien ist ein lachendes, spielendes Kind, Prag ist ein Mann, und zwar ein Mann,

der viel Unglück im Leben erlitten. Was man auch von der geheimen Polizei in Wien sich erzählt, Fabelhaftes und Wahres, immerhin fühlt sich der Wiener sicherer, beschützter in seinem persönlichen Recht und daher auch kecker, offener als der zu vielem Mißtrauen berechnete Prager. Dort unter den Augen der Centralregierung ist die Beamtenwelt strenger bewacht und — besser bezahlt. Mißbräuche, Willkür und Bestechung sind daher auch seltener. Die Bureaukratie ist höflicher, bescheidener, weil es Herrn über Herrn gibt, weil der Hohe immer noch einen Höhern und der Höchste einen Allerhöchsten über sich weiß. Hier ist jeder Bureaukrat ein kleiner Selbstherrscher. Der unzureichende Gehalt, die größere Entfernung von dem Centrum, die große Schwierigkeit des Appellirens machen ihn rücksichtsloser. Die „Herrn von der Robe,“ die bürgerlichen Verwaltungs- und Justizmänner, von dem stolzen Adel en bagatelle, en epicier behandelt, suchen sich nach unten zu schadloß zu halten und behandeln mit dem gleichen Hochmuth, der ihnen so wehe thut, den ihnen Untergeordneten; so geht selbst jene Höflichkeit in die Brüche, die oft die einzige Satisfaction der Prozeßführenden und Supplikanten ist. Noch bis im vorigen Jahre saß auf unserm Rathhause ein Mann, der, obschon Nichts als ein simpler Magistratssecretär, dennoch durch seine amtliche Beschäftigung bei der Militär-Conscription und dem Passbureau vielen Bewohnern ein theurer Kostgänger war und seinen officiellen Gehalt von 1200 fl. sehr unoffiziell auf 7—8000 fl. jährlich zu steigern wußte. \*) Dieser Beamte ist im verfloßenen Herbst

\*) Der Redacteur dieser Blätter, in Prag geboren und genöthigt, alle Jahre von dort einen neuen Pass kommen zu lassen, weiß aus eigener Erfahrung ein Beispiel zu erzählen, und da der Gegenstand hier einmal angeregt wird, so soll auch dessen Erwähnung geschehen. Seit den sieben Jahren, die ich außerhalb Oesterreich lebe, hat fast immer die jährliche Erneuerung meines Passes, abgesehen von der gesetzlichen Stempelgebühr, zwei sehr ungelegliche Thalerstücke jenem Magistratsbeamten (den ich, da er jetzt gestorben ist, aus Schonung für seine Familie nicht beim Namen nennen will) eintragen müssen. Noch mehr: drei meiner Brüder, die in Wien leben, haben bisher ihre Jahrespässe gleichfalls unter einem ähnlichen Complimente erhalten. Der Herr Magistratssecretär ließ nämlich durchblicken, daß es in seiner Macht stände, diejenigen von uns, welche über die militärpflichtigen Jahre nicht hinaus sind, die Reise nach Prag machen zu lassen, um visitirt zu werden. Eine einzige Familie zahlte also hiermit eine jährliche, nicht unbeträchtliche Nebensteuer, die weder dem Staate noch der Commune zu Gute kam; bloß weil ein habfüchtiger Beamter aus seiner Möglichkeit zu dicaniren ein — Geschäft machte. Vielleicht hätte es bloß eines Briefes an den Bürgermeister, den würdigen Appellationsrath Herrn M. bedurft, um dieser Brandstiftung ein Ende zu machen, und wirklich war ich ein Mal bereits auf dem Punkte, jenen unwürdigen Beamten zu verklagen. Aber da kamen meine alten Eltern, friedliche, besorgliche Leute, und beschworen mich, keine „Extravaganzen“ zu begehen und ihre alten Tage nicht durch Citationen und Zeugenaussagen zu beunruhigen; sie stellten mir vor, daß wir Söhne in der Ferne wohnten und alle Beschwerlichkeiten auf sie zurückfallen

nach langer verdienstvoller Wirksamkeit selig verschieden, und sein Nachfolger ist glücklicher Weise ein Ehrenmann, der nicht in die Fußstapfen des Herrn F... getreten ist. Im Ganzen ist seit der Anwesenheit des Erzherzogs Stephan mehr Decenz in unsere Bureaukratie gefahren. Man tritt etwas schüchtern und vorsichtiger auf. Die Hinterthüre ist mit einer Tapete überzogen worden, damit sie nicht allzusehr in's Auge fällt. Aber der geheime Drücker existirt darum doch nach wie zuvor.

Die Thätigkeit der Czechen für Belebung aller Elemente, die ihrer Nationalität Vorschub leisten können, ist unermüdlich. Eine mit vielen Unterschriften versehene Petition macht den Vorschlag, die Stände möchten das czechische Theater ganz von dem deutschen trennen und den Czechen das Recht einräumen, ein eigenes Theater zu erbauen. Die Kosten dieses Baus werden auf 200,000 fl. C.-M. veranschlagt, und sollen mittelst Actien, à 100 fl. C.-M. gedeckt werden. Die Gebrüder Klein, (die, nebenbei gesagt, an dem Bau der Staatseisenbahnen über eine Million Gulden gewonnen haben sollen), haben sich allein anheischig gemacht, für 40,000 fl. Actien zu übernehmen. Man kann, — auch wenn man sonst nicht czechisch gesinnt ist, — diesem Unternehmen nur Beifall schenken und Förderung wünschen. Unser ständisches Theater, wenn seine Kräfte und Leistungen auch dem Geschmack der höheren Bildung nicht genügen, ist darum dennoch kein Institut, wo die untern Stände Unterhaltung finden können. Es ist ein Zerstreuungsplatz für die mittlern und obern Classen. Ein Volks-

würden, bis ich endlich mich fügte wie Tausend Andere. Im Grunde hatten die Eitern Recht. Sie mußten vier Mal des Jahres, Behufs unserer Pässe, an jenen Mann sich wenden, und dieß wäre für die Schwachen, Gesetzesunkundigen gewiß peinlich gewesen. Vielleicht, daß kräftigere, minder scheue Personen anders auftraten? Aber wie kommt es, daß dieser Beamte, gegen den, wenn man ihn in Untersuchung gezogen hätte, namentlich in Conscriptionsangelegenheiten, ein Fünftheil der prager Bewohner als Zeugen hätten auftreten können, ruhig und unangetastet in Amt und Würden gestorben ist? Es scheint also, daß auch Andere lieber fünf gerade sein ließen, als mit einem Beamten sich in einen Prozeß einzulassen. Und dieses ist die Stimmung des größten Theils der in Beamtenfurcht erzeugten mittlern und untern Stände. Kann ein solch zurückgebrängtes Schweigen irgend einer Regierung zum Vortheil gereichen? Selbst wo sie die besten und redlichsten Absichten hat, wird immer ein Stück von dem Schatten unwürdiger Unterbeamten auf sie selbst zurückfallen. Wahrlich, das freie Wort kömmt den Regierenden nicht minder zu Statten als den Regierten. Der König von Würtemberg sagte ein Mal: die beste geheime Polizei in meinem Lande ist der Stuttgarter Beobachter (ein scharfes Oppositionsblatt)! Das freiere Wort würde der österreichischen Regierung Geheimnisse verrathen, die laut genug sind, um durch die Bevölkerung zu laufen und doch zu leise, um zu ihren Ohren zu gelangen. Nicht bloß in unserem, in ihrem eigenen Vortheile läge es, den Zwang der Presse zu lösen. — Ru — da.

theater ist es aber vor Allem, was unsrer an Ausdehnung immer gewinnenden Stadt dringend Noth thut. Der Kleinbürger und der Arbeiter haben bei uns nur Einen Erholungsort, das Wirthshaus. Bier und Branntwein sind die einzigen dramatischen Personen, die ihm den Feierabend würzen. Wie wohlthätig gut geleitete Volkstheater sind, kann man in Paris am besten studiren. Für unsere blasierten Bildungsstände hat das Theater allerdings aufgehört, eine Schule moralischer Anregung zu werden. Bei den naivern untern Classen kann es jedoch noch immer wohlthätig einwirken, abgesehen davon, daß die Zeit, welche im Theater zugebracht wird, dem debauchirenden Wirthshausleben abgewonnen wird. Ein Volkstheater in Prag kann aber nur in czechischer Sprache seine Wirksamkeit beginnen. Denn wenn auch die Sprache der Bildung bei uns das Deutsche ist, so ist doch die Sprache des Volkes das Czechische. Wenn die Czechen ihre Aufgabe verstehen, so stellen sie die Eintrittspreise ihres Theaters auf ein Minimum, das den ärmsten Arbeitern den Besuch möglich macht. Dann hätten sie eine Aufgabe erfüllt, für die auch der nicht unmittelbar theilhabende deutsche Bürger Prags ihnen zu Dank verpflichtet wäre. Ich behalte mir vor, über den Verfall unseres deutschen Theaters ein anderes Mal zu berichten. Die beste Neuigkeit letzterer Zeit war Bauernfeld's deutscher Krieger, der ungemein gefiel. Glücklicherweise verlanget das Stück keine großen Theaterkräfte. Bei unserer Oper machen zwei jugendliche Sängerinnen ganz besonders Glück, obgleich sie im Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs das Licht der Welt erblickten und die Herbstvorfälle des Jahres 1844 für unsere Toleranz eben kein ehrenvolles Zeugniß liefern. Die eine dieser Sängerinnen, Dem. Schwarz, eine liebliche, reizende Erscheinung, kann den ersten Alt- sängerinnen der Jetztzeit an die Seite gesetzt werden, sie ist der Liebling des Publicums. Ihre Nebenbuhlerin, Dem. Freytag, (nachdem sie ein Jahr den Gesangsunterricht genoß und als die Tochter armer Eltern in einem entfernten Dorfe Böhmens kaum die Mittel besaß, ihre Lehrerin, Mad. Pobjorsky, zu bezahlen), ist in mehreren Opern, Anfangs als Nachsicht erbittende Anfängerin, nunmehr aber bei dem entschiedenen Glück, das sie beim Publicum machte, als engagirtes Mitglied, in ersten Partien aufgetreten. Wohlklang einer volltönenden Stimme, reine Intonation, schöne Gestalt, hübsche Anlage zur Schauspielerin, sind Auspicien für eine glänzende Zukunft. Es fehlt übrigens bei unserm Publicum nicht an Theaterwigen. So sagte ein hiesiger witziger Doctor und Theaterdichter, „Dem. Freytag werde nie eine Sontag werden, weil der Schabes dazwischen liege.“ — Unsere Moldau, noch vor wenigen Tagen mit dickem Eis belegt, hat sich plötzlich Preßfreiheit errungen. Doch hat sie keinen würdigen Gebrauch davon gemacht, da sie ihre ganze Gewalt gegen die Niedrigen gewandt. Alle an den Ufern liegenden Stadttheile wurden über-

schwemmt und die Fluth schwoh plötzlich mit solcher Gewalt, daß Straßen, die viele tausend Schritte von dem Flusse entfernt liegen, bis zum zweiten Stock ihrer Häuser im Wasser standen. Ob Menschenleben verloren gingen, weiß ich Ihnen noch nicht zu melden. Jammer und Noth hat dieses unglückliche Ereigniß in ärmere Familien genug gebracht. Und die meisten dieser Ufergegenden sind von untermittelsten Leuten bewohnt. Doch muß man der Umsicht und Vorsorge der Behörden verdientes Lob zollen. Ueberall fuhren Kähne mit Brod, Milch und Erdäpfeln beladen umher, auf jedem derselben befand sich ein Commissär und ein Arzt. Bei allen Häusern wurde angefragt, wer Lebensmittel oder ärztliche Hilfe bedarf; erstere wurden in reicher Fülle durch die Fenster gereicht, während die Aerzte auf Leitern oft in den zweiten Stock hineinkletterten. Erzherzog Stephan war überall und legte selbst Hand an, wo es Noth that. Noch steht das Wasser in den meisten Uferstraßen, obschon es um mehrere Ellen gefallen ist. Man kann weder den Schaden, noch die sonstigen Unfälle bis jetzt controliren. Auf einen so harten Winter war dies ein grausamer Frühlingsanfang. Gott stehe den Armen bei! N. v. W.

## IV.

## Aus Berlin.

## 1.

Desperation. — Vergnügen aus Wien und Berlin. — Fanatismus und wahnsinnige Streiche. — Das Zeitungswesen. — Die Bossische. — Mangel an Concessionen. — Cornelius u. s. w.

Auf die große politische Spannung im Februar ist eine Erschlaffung eingetreten, die sich den ganzen März hindurch auf eine sehr bemerkbare Weise kundgegeben hat. Zwar ist dieser Monat an Vergnügungen reicher gewesen, als alle vorhergehenden dieses Winters, aber eigentlich nur aus dem Grunde, weil jeder das Bedürfniß in sich fühlte: sich zu zerstreuen, um zu vergessen, sich zu betäuben, um Reflexionen zu vermeiden. Die große Masse ist wie ein Einzelner, nur zehn oder zwölf bilden eine Verschiedenheit. Nur zehn oder zwölf können uneins sein, die große Masse ist immer einig. Auch in dem Drange nach Vergnügen war sie das; sie versuchte Alles, sie bot Alles auf, um lustig und guter Dinge sein, um scherzen und lachen zu können. Sie hatte einen Augenblick gehofft, die neue Geschichte würde in Berlin ihren Einzug halten. Sie glaubte, ihre Trabanten schon vor den Thoren zu sehen. Sie besann sich bereits auf die Feste, die sie ihr geben, auf die Feierlichkeiten, die sie ihr veranstalten wollte. Ich bin überzeugt, sie dachte schon an die Toaste, die ihr Förster und Kopisch bringen würden. Als sie nun aber einsehen lernte,

daß die neue Geschichte für den Moment noch eine unmögliche, daß an der Constitution nichts Wahres ist, als daß sie unwahr ist; was blieb ihr da anders übrig, als sich in das Vergnügen zu stürzen, wenn sie sich nicht in die Revolution stürzen wollte?

Die Revolution oder das Plaisir, eines von beiden mußte die Masse wählen. Daß sie das Plaisir gewählt, ist eine Heldenmüthigkeit, wie sie solche bei einer Revolution in keinem höhern Grade gebraucht haben würde. Um diesen Ausspruch nicht barock zu finden, muß man freilich wissen, was es heißt: in Berlin ein Vergnügen zu haben. Das Vergnügen ist in Berlin so selten, wie die guten Gedanken bei Ludwig Kellstab. Es ist leichter hier seinen Tod, als sein Vergnügen zu finden. Wenigstens ist es gewiß, daß man hier eher glücklich als vergnügt werden kann, obgleich das Vergnügen nur der Page und Schleppenträger des Glückes ist. Nur in Berlin konnte die Rachel rufen: „Vergnügen! wo ist das? Vergnügen sitzt in Blumenfetschen und kommt alle Jahre einmal als Geruch heraus!“

Diesen Geruch zu erhaschen, hat sich die Masse in Bewegung gesetzt. Nichts war ihr zu schwierig, Nichts zu anstrengend, Nichts zu kostbar, ihn zu erreichen. Und sie hat ihn erreicht. In der That, die Masse hat die rothe Blume des Vergnügens gefunden und triumphirend in die Knopffleise gesteckt. Es ist niemals in Berlin so viel gefirt, so viel getanzt, so viel gezecht, so viel gelacht worden, als in diesem März. Der März war dies Mal der Monat der Lust; er hat den Carneval beschämt. Bälle folgten auf Bälle, Diners auf Diners, Feste auf Feste. Die Theater waren interessant, die Concerte von Werth, die Studenten gaben eine Schlittensfahrt in bunten Trachten.

Der Deutsche, der Alles firt, firt auch sein Unglück. Wenn der Berliner einen Schmaus gibt, wenn er einen geliebten Todten begräbt, warum soll er da nicht Feten geben, wenn er sich in einer großen Hoffnung getäuscht sieht! Nichts ist erfindungsreicher, als die Verzweiflung. Eine Art Verzweiflung aber lag in den Lustbarkeiten dieses Monats ausgedrückt, die Verzweiflung nämlich: nicht denken zu wollen. Nicht denken zu wollen ist das größte Opfer, das Berlin zu bringen im Stande ist, denn Berlin ist die Stadt des Denkens. Der Gedanke ist die Macht, mit der es sich seine Geltung in Europa verschafft.

Diesen Scepter hat es im März niedergelegt, um im Mummenschanz des Vergnügens eine Täuschung vergessen zu machen, der es sich enthusiastisch hingeeben hatte. Unter dem Schellengeläut der Schlitten, unter dem Rauschen der Tanzmusik, unter dem Beifallsgeschrei von Jenny Lind, unter den Freuden der Tafel hat es sich des Denkens entschlagen wollen. Es wollte vergnügt sein um jeden Preis.

Das Vergnügen ist der Duft, den eine Stadt nur ausströmt,

wenn sie in vollster, üppigster Blüthe steht. Berlin hat ihn noch nie gehabt, es wird ihn erst erhalten; Wien hingegen fängt ihn schon an zu verlieren. Die große Kaiserstadt Wien geht ihrem Verwelken entgegen(?) ihr Vergnügen bekommt schon jenen widrigen Weigeruch, den Blumen anzunehmen pflegen, wenn sie abzusterben beginnen. Athen, Rom, Madrid, Amsterdam u. s. w. haben diesen schon lange, und wie es scheint, für immer verloren. Paris und London hingegen haben ihn merkwürdiger Weise mehrere Male, nachdem sie ihn verloren, sich wieder zu erringen und bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt.

Die moralische Erschlaffung, welche sich unter der Maske des Vergnügens barg, läßt sich am deutlichsten in den Zeitungen ersehen, die, ohngeachtet in diesem Monat einige nicht ganz uninteressante Ereignisse vorgefallen sind, dennoch eigentlich nichts Bedeutendes aus und über Berlin mitzuthellen gewußt haben. Interessant ist zum Beispiel zu bemerken, wie sich immer mehr und mehr in Berlin ein religiöser und politischer Fanatismus zu zeigen beginnt. Abgesehen davon, daß die christ-katholische Gemeinde von den orthodoxen Papisten noch täglich und stündlich zu leiden hat, so sehen wir denselben auch in anderen Formen und Weisen zum Vorschein kommen. So hat sich zum Beispiel zu Anfang dieses Monats eine dem Pietismus bis zum Wahnsinn ergebene Frau in der Wilhelmsstraße zum Fenster herausgestürzt, die Schwelle ihres Zimmers zu verlassen, um sich nach der Kirche zu begeben. Aus keinem andern Beweggrunde, als aus religiösem Fanatismus, hat auch jener Mann auf offener Straße und am hellen Tage nach einem Studenten geschossen. Es ist religiöser Fanatismus, ganz gleich, ob er den jungen Menschen hat ermorden wollen, weil derselbe bei der Schlittenfahrt den heiligen Rock zu Trier persifflirt hat, oder weil er geglaubt, er müsse alle Juden erschießen, die nicht Christen werden. Ein gewisser Fähnrich, ein Mensch von exaltirter Gemüthsart, der sich mit einer wahren Gier in die Politik der Gegenwart hineingebrängt hat, ohne vom Hause aus Bildung und Kenntniß genug dafür zu haben, um sich mit ihr zurechtfinden und stellen zu können, ist zuletzt in die fixe Idee verfallen, der König werde von allen seinen Beamten belogen und betrogen, und müsse gewarnt davor werden. Von diesem Gedanken getrieben, legt er sich eines Tages feierlichst seine Sonntagskleider an, ruft seinen Hund und begibt sich auf's Schloß, wo er kurz und bestimmt den König zu sprechen verlangt. Hier festgenommen und vom Arzt untersucht, wird er für wahnsinnig erklärt und in's Narrenhaus gebracht. In demselben wird er vielleicht sterben und verderben, ein unglückliches Opfer unserer politischen Erziehung. Denn, wäre dieselbe in eben dem Grade betrieben, als sie vernachlässigt worden, so säße dieser Mensch gewiß mit seinen klaren

fünf Sinnen noch wie sonst im Kreise seiner Freunde. Sein Wahnsinn ist Nichts als die unglückliche Folge unserer mangelhaften politischen Bildung. Sein Verstand hat sich in der Politik, wie in einer Sackgasse verlaufen, in die er sich im Gebränge der neuen Zeit hat hineintreiben lassen. Die Ideen, die ihm anfänglich begegneten, erschienen ihm so bekannt, daß er ihnen die Hände drückte wie guten Nachbarnleuten. Als er aber immer tiefer und tiefer hineinkam, wurde ihm auf einmal Alles fremd, daß er irre wurde und die Sinne verlor. Einige Anfragen und Aufsätze, die er in die Zeitungen hat einrücken oder hat einrücken lassen wollen, dienen dem Vorhergesagten zum sichersten Beweis. Man kann darin Schritt vor Schritt seinen geistigen Verirrungen auf dem Fuße folgen, was darzuthun und dem Publicum vorzulegen gewiß eine dankenswerthe Aufgabe unserer politischen Zeitungen sein könnte, wenn sie Muth und Charakter genug besäßen, den Zeichen und Bewegungen der heutigen Zeit mit Energie und Schärfe die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken.

Nachgerade! stellt sich darum auch immer mehr und mehr die Bemerkung heraus, daß drei politische Zeitungen für Berlin nicht mehr hinreichend sind. Der schlagendste Beweis dafür ist das Trachten der Voss'schen Zeitung, die sich bemüht erweist, einige Hunderte von Abonnenten zu verlieren, weil die Zahl derselben so gewachsen ist, daß sie keinen Vortheil mehr davon haben kann. Sie hat nämlich so viel Kosten für Papier und Druck, daß die Anzeigen und Einsendungen, welche wie bekannt zu den am meisten lucrativen Einnahmen der Zeitungen gehören, ihr fast gar keinen Gewinn mehr abzuwerfen vermögen. Eine neue Zeitung also, welche der Voss'schen einen Theil ihrer Abonnenten zu entwenden verstände, würde derselben sehr angenehm sein. Am besten würde ihr dies gelingen, wenn sie sich als eine Zeitung der jungen Richtung und der jungen Kräfte constatiren wollte. Alsdann könnte man in Berlin recht leicht und schlagend zu der Bemerkung kommen, wie sehr das junge Berlin sich von dem alten unterscheidet, und wie Unrecht man ihm thut, es als ein prüdes und indifferentes brandmarken zu wollen. Denn nur an einem geeigneten Organ mangelt es hier, um die Welt von dem Gegentheile zu überführen. Daß dieses geeignete Organ für die nächste Zukunft leider noch lange nicht zu erwarten steht, dies wird jeder sich vorstellen können, der da weiß, daß die Jugend in Berlin für ein Verbrechen gilt und von oben herab als „subversiv“ verworfen und verkehmt worden ist. Dennoch wird sich nur zu bald immer mehr und mehr das Bedürfnis neuer Zeitungs-Concessionen ersichtlich machen, weil die Größe und geistige Intelligenz, mit einem Worte die Macht Berlins sich bald nicht mehr anders als durch Zeitungen wird manifestiren und behaupten können. Schon die Erweiterung der preussischen Politik wird sich genöthigt sehen, dieses Zeitungsbedürfnis anzuerkennen. Ob man das-

selbe in eben dem Grade nicht achten wird, wie das Theaterbedürfniß, mag dahingestellt bleiben. Mesquin aber bleibt es immer, daß man auch diesem Bedürfniß Concessionen zu machen verweigert hat. Niemals hat sich dasselbe lebhafter und mächtiger an den Tag gelegt, als in der neuesten Zeit, wo ein solcher Zudrang in die Theater gewesen, daß es nur den Wenigsten möglich geworden, Plätze für die gewünschten Vorstellungen zu erhalten. Drei Theater sind für Berlin zu wenig und erscheinen besonders spärlich gegen die große Zahl von Kirchen. Die Theater aber sind Tempel, in denen die Kunst, diese Religion der Welt, ihren Cultus findet. Und wenn sie auch wirklich sich nicht mehr zum Zweck und Ziele gesetzt hätten, als die Leute zu amüsiren: das Amüsement zu fördern, ist eine große Verpflichtung des Staates.

Da ich übrigens hier von Kirchen gesprochen, will ich nicht vergessen anzuführen, daß Cornelius nach Italien von hier abgegangen ist, um in Rom seine Entwürfe für die Wandgemälde in das Campo Santo, welches neben dem Dome erbaut wird, anzufertigen. Daß der Dom selbst keinen Umbau erleidet, ist erfreulich, wiewohl man anerkennen muß, daß der jetzige für Berlin durchaus unbedeutend und anziehunglos erscheint. Aber ich fürchte, auch ein neuer würde nicht schön und großartig genug werden, um sich in künstlerischer Hinsicht Geltung und Bewunderung zu erringen. Ich finde, daß Dr. Strauß Recht hat, wenn er sagt: „Es ist zugestanden: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen; entweder errichten wir profane Säle, oder wir äffen, wie der Frosch dem Ochsen, die alten Dome kindisch nach. Es fehlt der eigenthümliche, ursprüngliche Trieb, der im christlichen Mittelalter jene riesigen Steinpflanzen, mit ihrem verschlungenen Blätter-schmuck, ihren Dornenspitzen und Fensterrosen, emporsprossen machte.“

Da sich Dom und Universität nicht nur in den Begriffen, sondern auch in der Wirklichkeit in Berlin ziemlich nahliegen, so muß ich der Aufregung erwähnen, welche die neue Verordnung des Cultus-Ministers Eichhorn hervorbrachte, daß Privat-Dozenten in Zukunft nur auf einen Zeitraum von vier Jahren zugelassen und während dieser Zeit nur unter Aufsicht ihrer Fakultät ihre Vorträge halten sollen. Dadurch würde ein Verhältniß entstehen, das nothwendiger Weise dem leidigen Denunciantenwesen und Demagogenviechen Vorschub leisten würde, um so mehr, als es jetzt Mode zu werden scheint, daß Männer der Wissenschaft es nicht verschmähen, zu ministeriellen Berichtigungs-schreibern sich herzugeben. Einen neuen Beleg dafür liefert Dr. L. von Henning, welcher gegen die Broschüre des Dr. Jacoby in Königsberg, „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm des Dritten. Eine den preussischen Ständen überreichte Denkschrift“ eine Erwiderung unter dem Titel „Zur Verständigung über die preussische Verfassungsfrage. Auf Veranlassung der vom Herrn Dr. Jacoby in Königsberg

darüber veröffentlichten Denkschrift“ hat erfolgen lassen. Während Dr. Jacoby auf vier kleinen Seiten darlegt, wie 1) Friedrich Wilhelm III. den Preußen eine auf Volksvertretung begründete Verfassung versprochen hat; wie 2) Friedrich Wilhelm III. das seinem Volke gegebene Versprechen in den darauf folgenden fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung nicht erfüllt hat; wie 3) das von Friedrich Wilhelm III. gegebene, von ihm aber nicht erfüllte Versprechen für seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich und moralisch verbindlich ist; wie 4) den Provinzialständen des Landes die Pflicht obliegt, darauf anzutragen, daß das königliche Wort Friedrich Wilhelm III. dem preussischen Volke erfüllt werde; während, wie gesagt, Dr. Jacoby dies darzuthun vier kleine Seiten gebraucht hat, gebraucht Dr. L. von Henning deren zweiundvierzig enggedruckte, um ihn zu widerlegen. Ich will mich auf diese Widerlegung weiter gar nicht einlassen, da ich sie wohl nicht allein mit Unwillen gelesen habe. Es ist entwürdigend, daß sich Jemand mit ruhigem Blute daran machen kann, einer ganzen Nation ihre geschichtliche Zukunft abzuspochen. Denn die geschichtliche Zukunft heißt es dem preussischen Volke absprechen, wenn man wie Dr. L. von Henning in allem Ernste beweisen will, daß sich Preußen so weit volksthümlich entwickelt habe, als es ihm überhaupt möglich sei, eine solche Entwicklung zu erfahren. Es ist in eben dem Grade unklug, als es unwahr ist, eine solche Behauptung darlegen zu wollen; aber es ist von jeher ein Fluch aller ministeriell-politischen Dienstbesessenen gewesen, sich in ihrem Eifer so weit zu überstürzen, daß er nicht anders als compromittirend endigt. Compromittirend ist auch diese Broschüre des Dr. L. von Henning, der dadurch nichts anders erreicht haben wird, als seinen Verruf bei allen Liberalen. Nichts Gutes, nichts Verdienstliches, nur seinen eignen Ruin wird er damit zu Wege gebracht haben. Man wird ihn fallen lassen, wie man noch alle jene gelehrten Pickelhäringe des Absolutismus hat fallen lassen, die sich bisher zu ähnlichen Zwecken haben gebrauchen lassen.

Um von diesen unerquicklichen Dingen auf einen angenehmeren Gegenstand zu kommen, will ich jetzt auf das Theater übergehen, das sich in letzter Zeit so regsam und unterhaltend bewiesen hat, wie wir es seit lange nicht gewohnt gewesen sind. Wolte Herr von Küstner in ähnlicher Art und Weise fortfahren, immer etwas Neues und Interessantes auf dem Repertoire zu erhalten, so würde man nicht anstehn können, ihm in eben dem Maße Lob zu spenden, als man häufig genöthigt wird ihn mit Tadel zu überschütten. Zwar sind die Stücke, die in diesem Monat zum ersten Male zur Aufführung kamen, immer noch zu spät für Berlin gekommen, aber wir sind gewohnt im Ganzen so wenig Neues zu sehen, daß das Wenige, was wir erhalten, schon hinreicht, uns ihm dankbar zu machen. Er darf aber nicht säumen so fortzufahren, damit er es endlich dahin bringt, daß

alle bedeutenderen Stücke in Berlin zuerst zur Aufführung kommen. Denn, wie schon im zweiten Hefte der „Berliner Wespen“ gesagt wird, Berlin, die große Stadt der Intelligenz, erfordert durchaus, wie in andern Zweigen der Kunst und Wissenschaft, auch im Theater tonangebend und von creirender Wirksamkeit zu sein. Es ist dies ein Recht, das einer großen Stadt von selbst zufließt, und das zu kürzen ein Frevel an ihrer Macht genannt werden muß.

F e o d o r W e h l.

## V.

### A u s W i e n.

Verwahrung. — Eisenbahnen auf allen Seiten. — Judensteuer. — Lenau. — Palm; Rettich. —

Mangel an Zeit weit mehr als Mangel an Stoff haben eine Lücke in meinen Mittheilungen herbeigeführt, und selbst die gegenwärtige findet, aufrichtig gestanden, mehr in Ansehung meiner als der Redaction statt. Ich glaube nämlich voraussehen zu können, daß auch in Ihrem Blatte die jüngsten Ereignisse bei der ungarischen Centraleisenbahn zur Sprache kommen werden, wobei ein mißliebiges Raisonnement nicht außerhalb der Möglichkeit läge. Unangenehm wäre es mir nun, mir ein solches in die Schuhe geschoben zu sehen, wozu meine Lebensstellung leicht Veranlassung geben könnte. Sie wissen am besten, daß eine solche Verwahrung meinerseits nicht aus Furcht geschieht. Allein wo Leidenschaften und Interessen im Spiele sind, und selbst Einsichtige, deren sich unstreitig auf beiden Seiten befinden, irre zu leiten vermögen, da thut man wohl am besten, auch der eigenen Unbefangenheit im Urtheile zu mißtrauen.

Unsere Finanzverwaltung fährt fort, mit Energie die großen Eisenbahnbauten zu betreiben. Es ist ein Antrag, die directe Einwirkung der Staatsverwaltung für den beschleunigten Fortbau der Mailänder-Venetianer Eisenbahn, welcher in letzterer Zeit etwas in Stocken gerathen war, — in Anspruch zu nehmen. Wenn, wie in Aussicht gestellt wird, diese Maßregel durchgeht, so dürfte die gedachte Bahn gleichzeitig mit der von Wien nach Triest vielleicht schon zu Ende 1847, sicherlich 1848 ihrer ganzen Ausdehnung nach dem Publicum eröffnet werden können. Somit würde zu jenem Zeitpunkte eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung auf der Linie von Stettin bis Triest — den Grenzmarken der deutschen Zunge — und mit Beihilfe der Dampfschiffahrt von Kopenhagen, Hamburg und London bis Venedig und Mailand eintreten! Die Verwirklichung dieses Wundermärchens rückt indeß schon mit bedeutsamen Schritten näher, denn schon am 20. August, als am Namensfeste des Erzherzogs Stephan, soll die so wichtige Eisenbahn zwischen Prag und Wien eröffnet werden, und

ebenso will man noch in diesem Jahr erhebliche Strecken auf der Südbahn nach Triest und von Mailand nach Venedig in Betrieb setzen, namentlich aber die Lagunenbrücke, bestimmt, Venedig mit dem Festlande zu verbinden, und würdig mit den colossalsten Römerwerken zu wetteifern, zur Vollendung bringen.

Die Judenbill, welche Robert Peel vor das Parlament brachte, hat die hiesigen israelitischen Einwohner sehr in Bewegung gebracht. Man ist gewohnt, daß Oesterreich bei politischen Reformen weit eher hinzuhört, wenn das Beispiel von England, als wenn es von Frankreich ausgeht. Daß in der Lage der hiesigen Juden eine Aenderung eintreten muß, kann man bei einer wahren Prüfung ihrer Verhältnisse nicht läugnen. Sogar die türkische Regierung hat die Judensteuer abgeschafft, und die römische ist — nebst der österreichischen — die einzige, welche sie beibehalten hat. Ueber das Unmoralische und Verwerfliche, welches diesem Steuerprinzip zu Grunde liegt, haben die bedeutendsten Männer unserer Administration sich längst ausgesprochen. Die Abstellung derselben dürfte auch nicht lange auf sich warten lassen, — wenn nicht eine Lücke in dem Staatsbudget dadurch unausfüllbar würde, eine Lücke von einer Million. Sollte man glauben, daß der mächtige österreichische Staat mit einem der größten Budgets der Welt ein Steuerprinzip aufrecht halten muß, welches von der Behörde selbst als unmoralisch erklärt wurde, und zwar wegen einer einzigen Million, die ausfallen würde. Eine Million Gl. sind 100,000 Pfund Sterling. England aber hat Zwanzig Millionen Pfund, d. i. zweihundert Millionen Gulden für Abstellung des Sclavenhandels ohne alles Aequivalent hingegeben. —

Die Freunde Lenau's (und ich glaube, Lenau hat hier nur Freunde) schmeicheln sich mit der Hoffnung, den nun wieder hergestellten Dichter, um den sie so viel Kummer und Angst hatten, bald hier begrüßen zu können. Seine Ankunft würde ein Fest sein. — Halm hat ein neues Drama vollendet, das den Titel „König Wamba“ führt; es soll jedoch erst im nächsten Herbst zur Aufführung kommen, da die Kettich, für welche darin eine Hauptrolle sich befindet, in wenigen Tagen nach Schwerin auf Gastrollen geht. Das Ungewöhnliche dieses Urlaubs — denn in dieser Beziehung ist das hiesige Theater noch nicht so desorganisirt wie das Berliner, daß man den Mitgliedern in der besten Theaterzeit Urlaub gibt — hat seinen Grund darin, daß der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in einem Schreiben an den hiesigen Hof diese Schauspielerin auf einen Cyclus von Gastrollen sich erbeten hat. Herr Kettich wird seine Frau begleiten und in den meisten Stücken, wo diese spielt, mitwirken. — r.

## VI.

## N o t i z e n.

Theologische Fruchtbarkeit. — Ihr träumt. — Ein Berliner gegen Jacoby.

— Gersdorf's Repertorium zählt in seinem Aprilhefte hundert und zwölf theologische Schriften auf, die im März erschienen sind. In seinem Märzhefte kündigte er blos zwei und siebenzig theologische Nummern an. Und man sagt, Deutschland sei nicht im Fortschritt begriffen. Eine Nation, die in zwei Monaten hundert und vier und achtzig theologische Herkulesthaten aufweist und für die nächste Zukunft noch mehr in Aussicht hat, muß offenbar den Himmel gewinnen. Wer den Himmel so schon besitzt, braucht sich um irdische Dinge nicht zu kümmern.

— Eine kleine Broschüre, welche so eben in Leipzig erschienen ist, führt den Titel: „Ihr träumt! Beckrus an das Ronge-berauschte Deutschland, von Jordan.“ Diese kleine Schrift verdient sehr gelesen zu werden. Sie hat den Vorzug, originell zu sein. Es ist wahrlich originell, daß Jemand heutzutage so aufrichtig ist, seine innerste Meinung zu sagen. Schon das wäre wohlthuend an dem Büchlein, auch wenn es nicht sehr wesentliche Wahrheiten enthielte. Daß Jordan auch Irrthümer hat, nimmt seinen Wahrheiten Nichts von ihrem Werth; eben so wie der grade männliche Styl gefällt, obgleich er zuweilen etwas in Kanonen auftritt. Jordan ist sehr materialistisch und erwartet alles Heil von den Naturwissenschaften, vom Dampf und seinen natürlichen Wundern. Wir erwarten nicht grade Alles von der Physik, aber etwas Materialismus kann uns als Gegengift gegen unsere philosophischen und romantischen Sublimate nicht schaden.

— In der Augsburger Allgemeinen sieht ein Berliner (mit dem Zeichen ☉) gegen die bekannten Jacobyschen Ansichten von der Nothwendigkeit einer preussischen Verfassung. Wir haben selten einen so sehr auf Schrauben gestellten Aufsatz gelesen; die Sophismen darin könnten übrigens, wenn sie der Berliner Intelligenz Ehre machen sollten, etwas weniger plump auftreten. Eine Widerlegung der Diatribe müßte eben so umfangreich wie diese selbst sein und die ganze Geschichte ab ovo recapituliren; übrigens darf man wohl eine Entgegnung in der Augsburger Allgemeinen selbst erwarten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.